Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 10

Artikel: Meine Schuld [Fortsetzung]
Autor: Glöckler, Marie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-566954

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Die Seite unserer Frauen!“

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

(Fortsetzung)

Annelies erholte sich nur langsam. Wenn auch körperlich das Befinden ein wenig besser wurde, seelisch war sie gebrochen. Sie sprach nie etwas davon, aber mir blieb es nicht verborgen wie sie litt, wie es an ihrem Herzen fraß und ihr keine Ruhe mehr ließ; dann saß sie da, die großen Augen blicklos in die Ferne gerichtet, die weißen Lippen herb geschlossen, müde und still, und ich saß daneben und wagte nicht zu stören. Wenn es mich auch Mühe kostete, ich durfte nicht daran rühren, mußte die Wunde bluten sehen, die doch nie vernarben würde. Nur einmal konnte ich mich nicht mehr fassen, als sie plötzlich aufstöhnte in tiefer Qual. Sie hatte Werner in den Garten gehen sehen und da war es um ihre scheinbare Ruhe geschehen.

„Annelies“, bat ich schmerzlich, „vergiß! — vergiß!“

Da schaute sie mich groß und verwundert an: „Vergessen? — Das sagen sie zu mir, Fräulein Helen? Sie, die es ja getroffen hat wie mich — o Gott — das, was uns verloren ging, das dürfen wir nie mehr suchen, könnten es auch nie mehr wieder finden und jetzt sind wir so arm geworden und nichts ist geblieben als Verzweiflung und — Verachtung für die andern! Vergessen? — Jetzt weiß ich, daß es etwas gibt im Leben, das nie vergessen werden kann! —“ Ihre Augen flackerten und hellste Fieberrosen leuchteten auf ihrem bleichen Gesicht. Ich zuckte voll heißer Angst zusammen. Sprechen konnte ich nicht, und dann trat wieder jene unheimliche Stille zwischen uns, die so schwer zu tragen war und doch nicht gestört werden durfte, die man auch nicht mehr zu stören wagte, weil aller Wille gebrochen, jeder Weg versperrt, alles Denken und Fühlen vernichtet und weiter nichts mehr geblieben, als in eine große, dumpfe Leere zu versinken. —

Es war an einem hellen Spätsommermorgen, als es plötzlich an meine Tür klopfte. Es war Anneliesens Mutter. Erschrocken schaute ich in ihr müdes Gesicht. Sie nickte mir schwer entgegen: „Das Kind ist da, Fräulein Helen!“ sagte sie tonlos. „Vor einer Stunde ist es zur Welt gekommen, und jetzt —“ Plötzlich brach die arme Frau in Tränen aus. Eine entsetzliche Angst durchschüttelte mich. „Und jetzt — was ist mit Annelies?“

„Sie ist so schwach“, ermannte sich die Gärtnersfrau. „Es war so schwer und wir zwei Frauen so ganz allein. Wir hätten noch so nötig Hilfe gebraucht, aber der Werner durfte ja nicht in die Stube kommen. Annelies wollte ihn nicht sehen und jetzt ist er fort, ich weiß nicht wohin! O, Fräulein Helen, es ist alles anders geworden, so ganz anders und das drückt so schwer!“

„Kommen sie“, sagte ich leise, „sie sind müde. Ich will bei Annelies bleiben, bis sie ein wenig ausgeruht haben.“

„Danke, danke — wenn wir sie nicht hätten! Sie sind immer so lieb und gut zu uns!“

Als wir gegen das Haus zu kamen, begegnete uns Werner. Trotzig schaute er an uns vorbei. Er sprach kein Wort und verschwand eilig hinter den Bäumen. Die Gärtnersfrau schaute ihm traurig nach.

„Er hat das Kind noch nicht gesehen“, sagte sie, „und ich habe auch den Mut nicht, ihn hereinzulassen wegen Annelies!“

Leise traten wir in die Stube. Es war alles so still. Mutter und Kind schliefen. Annelies lag bleich und schwach in ihren Kissen. „Sie schläft den Schlaf der Genesung“, sagte ich meinem bangen Herzen. Lange stand ich da und schaute auf das schmale, durchsichtige Gesicht, auf den wehen Zug um die festgeschlossenen Lippen, sah den Ausdruck stillen Schmerzes, den der Schlaf nicht zu verwischen vermochte, und da wurde mir so arg. Es war mir, als ob eine harte Hand langsam nach meinem Herzen griff, um es zu zermalmen. Mit einem Wehlaut schaute ich weg von dem wächsernen Gesicht. Es war, wie wenn der Tod schon seinen Stempel darauf gedrückt hätte. Dann streifte mein Blick die Wiege. Da lag das kleine Menschenkind in süßem Schlaf. Zwei runde Fäustchen an das rosige Gesichtchen gedrückt und über dem kecken Stumpfnäschen ein Büschel dunkles Wuschelhaar. Es schlief, aber ich wußte, wenn es die Augen öffnen würde, dann würde ich hineinschauen können in ein paar Augensterne, die meine Wonne, mein ganzes Lebensglück gewesen waren.

„Es ist nur ein Mädchen“, sagte neben mir die Gärtnersfrau und seufzte tief auf.

„Nur ein Mädchen? — Dann wollen wir es aber auch recht lieb haben, so recht von ganzem Herzen — viel mehr, als wenn es ein Junge gewesen wäre!“ Ich beugte mich zu ihm herab und drückte unter Tränen einen innigen Kuß auf die weichen Wangen.

„Fräulein Helen!“ Ich fuhr herum. Annelies schaute mich aus großen Augen dankbar an. „Ich habe mein Kind noch nicht gesehen“, sagte sie matt, „mein kleines, liebes Lenchen!“ Ich nahm das winzige Geschöpf sanft auf meine Arme und trug es zu seiner jungen Mutter. Lange ruhte ihr Blick auf dem feinen Gesichtchen, aber aus den Augen strahlte kein Mutterglück, keine verklärte Freude lächelte ihm entgegen. Der Ausdruck stillen Wehs, ja verzehrender Angst lag in den müden Augen, die sich lange nicht von dem Kinde wenden konnten und dann schaute sie langsam zu mir auf. Eine große Frage traf mich schwer und düster, eine Frage, die nur meine Seele beantworten konnte. Erschüttert neigte ich mich zu ihr nieder und unsere Blicke begegneten sich in heiligem Verstehen. —

Tage reihten sich an Tage — Nächte an Nächte und als das erste Laub von den Bäumen fiel, da wußte ich, daß Annelies niemals mehr aufstehen würde! Wie lange ich gekämpft gegen diese furchtbare Erkenntnis, mich gewehrt und gebäumt gegen die kalte Hand des Todes, die ganz langsam sich ausstreckte, um mir mein ganzes Glück zu rauben. Wie ich gelitten in diesen langen, langen Nächten und das Leid ausgekostet, das mich verfolgt und zermürbt und mich in die tiefste Nacht hineingejagt und festgehalten mit unerbittlicher Macht. Das ist der größte Schmerz, den es gibt, wenn man am Krankenlager seines liebsten Menschen stehen muß, von Hoffnung und Verzweiflung hin und her gezerrt, und machtlos zuschauen muß, wie das junge, blühende Leben langsam vernichtet wird; wenn man dann voll grenzenlosen Jammers in die Knie sinkt und aufschreit zum Himmel um Hilfe und Erbarmen, und wenn der Himmel schweigt, sich auflehnt gegen diese finstere Gewalt und anfängt Gott zu zürnen, daß sein Wille stärker ist, als wir, und er sein Erbarmen von uns abgewendet, weil wir in seinen Augen schuldig sind. —

(Fortsetzung folgt!)

Albert Blum, Zürich